

# FÜR UNSERE FRAUEN

## Schnabelmanns bekommen Besuch

Von Johannes Faber

Sie hatten sich nicht angesagt, aber die Hupe rief, und Schnabelmann gedachte seiner nächtlichen Visionen, bevor er ans Fenster stürzte und durch die Gardinen hinabstieg. Er schrie mit zitternder Stimme: „Viola!“ — Frau Schnabelmann kam ans Fenster Schnabelmann kam aus dem Schlafzimmer herbei. Oskar der Sprossling, allein gelassen, begann zu quängeln und bemächtigte sich der Eisenbahn, mit der sonst Schnabelmann „technische Übungen“ leicht spielerisch auszuführen pflegte.

„Schmidts“, ächzte Schnabelmann, „die ganze Familie Schmidt aus Detroit, und das am frühen Morgen! Keine Karte, kein Telegramm, kein Anruf, nichts, kommen hier einfach her...“ Er hing wie gelähmt an der Gardine, während Frau Schnabelmann beobachtete, was unten vor der Haustür geschah. Von Zeit zu Zeit gelte die Hupe, und Frau Schnabelmann sagte: „Sechs Personen einer muss noch im Wagen sein. Der bedient die Hupe.“

„Sieben Personen“ schrie nun Schnabelmann. „In unserer Wohnung? In unseren zwei Zimmern? — Hast du Kaffee da?“ — „Nein“, rief Frau Schnabelmann, während er schon an Schranktüren riss. „Wir brauchen Kaffee!“, donnerte Schnabelmann. „Alle Leute in Amerika trinken Kaffee!“

„Schick Oskar los“, rief Frau Schnabelmann. „Er soll über die Hintertreppe verschwinden. Nun schnell, sie packen schon die Koffer ab!“ — Während die Hupe wieder gelte, schoss Schnabelmann ins Schlafzimmer. „Oskar!“ brüllte er. Oskar kroch unter seinem Bett hervor, die Schienen der Eisenbahn in Händen.

„Hol sofort ein Pfund Kaffee. Besten Kaffee, verstehtst du? Hier das Geld!“ Oskar rannte los. „Nicht da hinaus!“ schrie Schnabelmann und packte seinen Sohn beim Kragen. „Über die Hintertreppe verstanden? Los, los, mach schon!“ Oskar fetzte davon.

„Wie weit sind sie?“ keuchte Schnabelmann.

„Sie haben den vierten Koffer aus dem Wagen geholt, und packen immer noch mehr aus“, rief Frau Schnabelmann. Ununterbrochen tönte die Hupe.

„Sie machen die ganze Nachbarschaft wild“, empörte sich Schnabelmann.

„Vielleicht ist das in Amerika so Mode“, meinte Frau Schnabelmann, während Schnabelmann begann, zwischen Wohnzimmer und Schlafzimmern hin und her zu rennen und das Nachzüg der Familie in die Schränke zu verstauen. „Kommen sie schon?“ fragte er zwischendurch.

„Nein, nein“, beruhigte Frau Schnabelmann, „sie packen immer noch ab.“ — „Immer noch“, stöhnte Schnabelmann. „Haben sie den letzten Koffer?“

„Oh“, machte plötzlich Frau Schnabelmann, und Schnabelmann hörte, wie Fenster klapperten und Seidenfäden, ihr Nachbar, auf die Strasse hinabschrie und Ruhe forderte.

Schmidts aus Detroit lachten und winkten, und Mister Schmidt rief: „Halloo“, während er den letzten Koffer vom Oberdeck des Wagens abholte und sich anschliesend den Schwanz von der Stirn wischte.

„Viola“, schrie Schnabelmann, „sie kommen!“ Schmidt senior bewegte sich in diesem Augenblick an der Spitze seiner kleinen kofferbeladenen Truppe auf die Türe zu.

„Sie kommen, Viola, sie kommen!“ stöhnte Schnabelmann. „Mein alter Freund Schmidt aus Detroit kommt...“

Für Augenblicke standen Schnabelmanns schwer atmend hinter der Wohnungstür. Dann gelte die Klingel. Schnabelmann gab sich einen Ruck und riss die Tür auf. „Arthur, alter Freund“, rief Mister Schmidt und drückte Schnabelmann bewegt die Hand. Dann umspülte beide schon der Strom der Nachdrängenden. Schmidts zwangen sich in den engen Flur, brachen in die Zimmer ein und liessen sich auf den vorhandenen Sitzgelegenheiten nieder.

Es gab ein furchtbares Durcheinander von Möbeln, Menschen und Gepäckstücken. Schnabelmanns begrüßten die einzelnen Schmidts. „Halloo“, sagten die Schmidts und gaben ihnen nachlässig die Hand. Später kam Oskar mit dem Kaffee. Da hatte Billy Schmidt bereits den supermodernen Kofferraum angeordnet und liess einen tollen Jambores, zu dem die Schmidts mit

## Stilleben

Von Karl Krolow

Apfel, in Scheiben geschnitten, Blitz hinterm schwebenden Glase!

Aus der gesprungenen Vase Ist leicht die Tulpe gegliedert. Ziegelrot leuchtet ihr Haupt Ueber dem Tabakstaube. Lautlos wie Flug einer Taube. Von Luft und von Anmut umlaubt.

Fischaug, nach oben gedreht, Ist mit dem Schweigen verständigt. Während, vom Dunkel gebändigt, Licht auf dem Tische steht:

Spiegelnd in schwärzlicher Lache Nachtlichen Weins auf dem Holz, Drinnen ein Antlitz schmolz Wie Spuren Schnee auf dem Dache.

## Natürlich leben macht gesünder

Fenicillin mit Massen

Viele Aerzte klagen darüber dass ihre Patienten bei jeder Gelegenheit Penicillin verlangen und eine ärztliche Weigerung als Beweis dafür auffassen, dass sie Opfer einer kleinlichen Klassenrezeptur geworden sind. Verständlich, dass in der allgemeinen Vorstellung das Penicillin das nach Kriegsende mit vielen Krankheiten aufträme, schlecht als immer unfehlbares Universalmittel gilt. Die Aerzte, die zur äussersten Vorsicht raten, haben durchaus recht; auch die Biologen sehen in dem Penicillin einen problematischen Gesundheitsheiler. Denn dieses Mittel erhöht die Widerstandsfähigkeit der Krankheitskeime bei häufigem Gebrauch so wesentlich, dass es dann einer schwereren Krankheit gegenüber unwirksam bleibt. Ausserdem aber vernichtet das Präparat die im Rachen und im Darm befindlichen lebenswichtigen Bakterien und ist damit ein Antibiotikum, ein lebensfeindlicher Faktor, der nur dann eingesetzt werden sollte, wenn bei schweren Erkrankungen im wahrsten Sinne eine „Pferdekur“ notwendig ist. Die Vernichtung bestimmter Körperbakterien durch das Penicillin hat eine Reihe unangenehmer Auswirkungen, die sich von Hautausschlägen bis zu organischen Störungen erstrecken. Die Penicillin-Gesellschaft, die die gesamte Produktion kontrolliert, ist leider auf den unglücklichen Reklametricke verfallen, Penicillin-Kaugummi herzustellen, um das Mittel noch volkstümlicher zu machen. Kein Wunder, dass dann die Patienten für Schnupfen, Milztische und harmlose Hautentzündungen Penicillin verlangen, das ihnen natürliche Schutzstoffe des Körpers fortnimmt und im einzelnen noch nicht nachgewiesene Schädigungen auch ernsterer Natur zufügen kann. Penicillin ist mehr als ein Modemittel, aber die Sucht, schon einen Flohbiiss mit dem keineswegs harmlosen Antibiotikum behandeln zu lassen, ist eine Modetorheit. Die Aerzte wenden heute mehr und mehr in einer biologisch unverfälschten Therapie Probiotika an, das sind lebenspendende Stoffe. Vitamine, Spurenelemente, kleinste mineralische Einheiten, Auxone, Wachstumsstoffe, Duftstoffe und andere natürliche Elemente der grossen Natur helfen biologisch richtig und ohne Nebenerscheinungen, die schlimmer sein können als die mit Penicillin oft nur zeitweise erstückte Krankheit.

— Die Kindheit ist die Sohlzeit der Vernunft. Verstanden sich die Kinder auf Vernunft, so hätten sie keine Erziehung nötig.

## Wir Zugelassenen

Gleichberechtigte mit Minderwertigkeitsgefühlen Von Hertha von Gebhardt

Mit Genugtuung rechnete uns, als wir noch die Mädchenschulbank drückten, unser Biologielehrer vor, ein wieviel geringeres Gewicht das weibliche Gehirn habe als das des Mannes. Eigentlich gereichte es uns ja zur Ehre, dass wir trotz dieses traurigen Untergewichts alles, die wir das sassen, das Zeug zum Abitur und gar zum Universitätsstudium zu haben schienen. Aber so logisch haben der Lehrer nicht. Er als Mann duckte uns gern ein bisschen.

Der erste war er nicht. Unsere Umwelt hatte bereits alles versucht, um jedes etwa erwachende Selbstvertrauen in uns zu ersticken. Schon unsere Eltern hatten sich statt eines Mädchens einen Jungen gewünscht und hielten uns ihre Enttäuschung gelegentlich vor. Auf Schritt und Tritt wurden wir darüber belehrt, was alles aus den Ripeln vom Gymnasium gegenüber unserm Tanzstundenverehrer w u r d e n, glaubten wir uns endlich geschätzt. Aber da war dann etwa einer, der Gedichte an seine „Königin“ schrieb und derselben Königin auf dem Nachhauseweg erklärte: „Natürlich bin ich der Mann und muss von meiner Frau einmal verlangen können, dass sie zu mir aufbückt...“

Er sprach es wohl nur seinem Vater nach, und dieser dem seinen. Nun gut, wir blickten auf. Und es hat sich daran verteuelt wenig geändert, trotz aller Wandlung in den Lebensverhältnissen, ja selbst der Gesetzgebung, die sich den Verhältnissen anpassen musste. Die ungeschriebenen Gesetze sind immer stärker als alle geschriebenen. Und das ungeschriebene Gesetz, wonach wir eben einfach weniger taugen, das vor allem wahr neben dem gedruckten Paragraphen zu ändern.

In jedem „Männerberuf“ arbeiten heute „auch“ Frauen, in jedem Vereinsvorstand, ja in das Parlament werden „auch“ Frauen gewählt. Wir sind überall „zugelassen“. Das ist weit mehr, als die Allgemeinheit vor fünfzig

Jahren für möglich hielt. Aber wir sind immer noch — eben zugelassen. Vielleicht wird es ein weiteres Halbjahrhundert dauern, bis ein weiblicher Staatsanwalt und ein weiblicher Parler so wenig Misstrauen und Abwehr erregen wie heute ein weiblicher Strassenbahnkassier. Die Männer denken langsam um, das ist immer in Rechnung zu stellen. Viel schwerer wiegend aber ist, dass anscheinend wir selber fast ebenso langsam umdenken. Eine schon halb vergessene, kämpferische Frauengeneration hat uns den Zugang zu dem Parkett eröffnet, auf dem wir stehen. Aber bewegen wir uns denn schon mit Selbstverständlichkeit auf diesem Parkett? Sehen wir ab von den wenigen, die mit Vehemenz jedes erreichbare Podium erklimmen. Gerade die echten Frauen, auf die es ankäme, die das wirklich weibliche Element in das gesamte öffentliche Leben tragen sollen, versagen zum grössten Teil. Ihnen spukt noch immer der Vater, der Biologielehrer, der erste und mancher folgende „Verlehrer“, jeder mit seiner mehr oder weniger gültigen Herablassung, im Kopf herum. Sie sind schüchtern, gehemmt, und in ihnen ist bis heute die Tradition übermächtig, wonach das „leichtere“ Gehirn in jedem Falle dem „schwereren“ unterlegen sein soll.

Wir gelten als gleichberechtigt. Aber solange wir uns nicht mit Selbstverständlichkeit auch als gleichwertig mit den Männern betrachten, werden wir in der etwas komischen Rolle der „Emanzipierten“ bleiben, und es wird jeder von uns eroberter Posten ein verlornen Posten sein. Das echte weibliche Element kann in der Öffentlichkeit erst dann seine besondere Kraft ausstrahlen, wenn die Frauen jedes Gefühl einer Minderwertigkeit in sich getilgt haben. Erst dann werden wir nicht mehr als die gelten, die „auch“ mitarbeiten dürfen, als die „Zugelassenen“, sondern einfach als Frauen zwischen den Männern.

## Das Mädchen mit der Topfblume

Von Bernhard Schulz

Sie heisst Martha und ist vergebene Oetern aus der Schule gekommen. Der Inhaber eines Blumengeschäftes hatte ein Inserat erscheinen lassen mit folgendem Text: „Lehrmädchen gesucht, dass gute Umgangsformen haben. Zu erfragen usw.“ Es war offensichtlich, dass es in diesem Falle um Höheres ging als darum, ein Lehrmädchen auszubilden für den Einzelhandel mit Kinderschuhen oder mit Vorgugsmilch. Der Lehrherr knüpfte bestimmte Vorstellungen an das Wesen, das er anzulernen gedachte. Sicher vermochte er sich zu hoffen, dass der Lehrling hübsch sein würde.

Er hatte Glück. Martha war hübsch. Jedenfalls, soweit man das bei einer Fünfzehnjährigen beurteilen kann. Ihre Umgangsformen waren anfangs notreif. Aber wer wird schon von einem Backfach erwarten, dass er distinguert lüchelt, wenn es was zu putzen gibt?

Martha war dazu aussersehen. Blumen in die Kundschaft zu tragen. Es kommt vor, dass irgendjemand, nehmen wir einmal an, der Direktor eines grossen Werkes, anruft und sagt: „Schicken Sie mir ein Bukett. Es können Chrysanthen sein.“ Der Blumenhändler erwidert: „Sofort, Herr Direktor, die schönsten Chrysanthen, die ich besitze.“

Und Martha bringt sie... Sie überreichte die Blumen mit dem subtilsten Gefühl für derartige Anlässe; denn sicher hat der Direktor die Chrysanthen jemandem aufs Grab zu legen. Es steht eine Jubilarehrung bevor oder eine Besprechung mit Geschäftsfreunden, bei der auch Frauen anwesend sein werden, oder ein noch viel schöner Anlass...

Martha entfernt das Seidenpapier mit zartem Griff, und die Chrysanthen enthüllen ihre Pracht viel sauberhafter und intimer, als dies der Fall wäre, wenn der Bürodienste sie „auswickeln“ würde. Martha lächelt und — entschwindet. „Grossartig“, sagt der Direktor. Er schreibt sich die Telefonnummer des Blumengeschäftes ins Notizbuch; der Kontakt ist hergestellt.

gestellt. Lasst Blumen sprechen! Marthas Umgangsformen sind eine Kapitalanlage. Das Blumengeschäft blüht. Es ist, als sei plötzlich der Sinn für Schnitt- und Topfblumen im Publikum erwacht. Martha geht auf Geschäftskosten zum Friseur und lässt sich die Nägel mit einem zarten Rosa lacken. Im Lack der Fingerringe offenbart sich der Fortschritt im Blumenhandel. Man muss bedenken, dass Martha auch die Kartchen abgibt, die zum Angebilde gehören.

Es ist erstaunlich, wie viele Anlässe sich in einer Stadt mit hunderttausend Einwohnern bieten. Dort leben noch Leute, die kaum wissen, dass es Blumen gibt. Erst durch Martha erfahren sie es. Sie betreibt Initialstunden im Reich der Rosen, bringt die Freude, den Optimismus, den Lebensstrom in Wallung. Die gute Laune knattert und pufft. Der Genuss am Dasein pflanzt sich durch Duftwölken fort.

Martha verkörpert nachgerade die vielen Glückwünsche in der Stadt. Sie knickt auf grünen, silbernen und goldenen Hochzeiten. Sie erscheint bei Jubiläumsfeiern, Geschäftseröffnungen und Kaffeekränzchen.

Martha knickt am Wochenbett der glücklichen Mama und in der Garderobe des erfolgreichen Heldentenners. Martha tritt auf, wo einer aus Amerika heimgekehrt ist und wo jemand im Toto gewonnen hat. Martha beglückwünscht den Schürat zu seiner Ernennung und tröstet den in den Ruhestand tretenden Regierungsrat. Martha liefert die Blumen ab zur Kindtaufe und zum Staatsexamen.

Kaum ein freudiges Ereignis sichert ohne Marthas Blumenknicks in den grossen Mahlstrom des Vergessens. Gewiss haben auch wir Aufgaben. Aber Marthas Aufgabe ist wirklich die, die sich lohnt. Ich frage: Wer von uns hätte übrigens je so viel Gelegenheit, Licht zu verbreiten oder zu Optimismus Anlass zu geben wie dieses engelhaft Wesen mit der Topfblume?

## Gleichheit oder Gleichberechtigung?

Klippen bei der Wahl von Mädchenberufen

In zwanzig Jahren wird es vielleicht kaum noch eine Frau geben, die resigniert und bitter sagt: „Ich hätte viel lieber Medizin studiert als mein Bruder, aber für meine Eltern war es selbstverständlich, dass ich zu seinen Gunsten verdrichete, obwohl er wirklich nicht so begabt war wie ich.“ Doch wird man auch dann noch immer jene Frauen treffen, die nach zehn Berufsjahren von ihrer Tätigkeit enttäuscht sind, die sich unzufrieden fühlen und unzufrieden sind.

Denn zwar ist es in weiten Kreisen schon zur Selbstverständlichkeit geworden, dass das junge Mädchen genau so wie der junge Mann einen Beruf erlernt. Aber vielleicht liegt es gerade daran, dass hier die Gleichberechtigung schon zur Selbstverständlichkeit geworden ist, dass man sich an erstaunliche Leistungen der Frauen als Physikerinnen oder Diplomatinen, als Mathematikerinnen oder Schatzmeisterinnen gewöhnt hat, dass man nun nicht nur an die Gleichberechtigung, sondern an die Gleichheit bei der Berufswahl glaubt.

Männer und Frauen aber sind nun einmal in ihrem Verhältnis zur Arbeit keineswegs gleich, daran ändern die glänzenden Leistungen einzelner hervorragender Frauen gar nichts. Es sind gerade die weiblichen Eigenschaften der Frau, die sie stets wünschen und versuchen lassen, ihre persönlichen Bindungen und Beziehungen als das Wichtigste in ihrem Leben anzusehen. Deshalb fassen auch die meisten berufstätigen Frauen ihre Arbeit als reines Verdienen auf, das eigentliche Leben liegt für sie jenseits der Büro- oder Fabrikarbeiten. Ein echtes Verhältnis zu ihrer Arbeit gewinnen die meisten Frauen nur dann, wenn das Tätigkeitsgebiet auch ihr Gefühl anregt, wenn es ihrem weiblichen Wesen im Grunde entspricht. Nur solche der Frau naturgemässen Arbeitsgebiete enthalten im allgemeinen die Möglichkeit, auf die Dauer glücklich zu sein.

Alle Berufe, die auf Menschenliebe gegründet sein sollten, gehören dazu, der der Aerztin so gut wie der Lehrerin. Am besten aber sind alle jene, die die Kraft des ganzen Menschen nicht nur in Sprech- oder Schulstunden, sondern den ganzen, vierundzwanzig Stunden langen Tag fordern, genau so wie der weiblichste Frauenberuf, der der Mutter. Solche Laufbahnen, etwa als Leiterin eines Gästehauses, eines Altenheims, einer Kinderklinik, eines Hotels oder eines Ferienheimes, sind für viele junge Mädchen nicht attraktiv. Sie sehen nur die schlecht begrenzte Arbeitszeit, die ungewisse Freizeit. Es ist die Sache der Älteren, ihnen zu sagen, dass sie — falls sie einmal nicht heiraten sollten — später anders urteilen werden.

## Asozial

Der junge Kilo kommt zu Schlang. „Ich war bei Lampel!“ erzählt er, „aber wissen Sie, was Lampel ist? Ein soziales Element. Stellen Sie sich vor: Ich wollte mir dreissig Mark von ihm leihen, nur bis morgen abend. Aber was tat er? Er sagt einfach nein.“

„Ja, ja“, nickte Schlang. „Es gibt heutzutage viele soziale Elemente auf der Welt. Ich zum Beispiel bin auch eins!“

## Die grossen Enttäuschungen

Von Irgard Wolter

„Dies ist dein Grossvater“, sagte Mama und zeigte mir das Bild eines älteren Herrn, der mit sanfter Zärtlichkeit eine Maschine umfasste, um die sich Rohre wanden wie Schlangen. „Dein Grossvater ist ein berühmter Mann.“ Ich erfuhr, dass zu den Dingen, die er erfunden hatte, auch ein Fernrohr gehörte, mit dem man um die Ecke sehen konnte. Zumindest hatte er eines wesentlich verbessert, das es schon gab.

„Mein Grossvater ist ein Erfinder“, erzählte ich den Mitschülerinnen. Ich reckte mich auf die Zehenspitzen, die in blankgewaschenen Schnürstiefeln steckten, und meine grosse Haarschleife, die den Zopf noch dünner erscheinen liess, als er ohnedies war, kippte vor Stolz. „In den Ferien fahre ich hin. Nach Koin!“

Der Milchmann und die Hauswarte und alle übrigen Bekannten nahmen teil an meiner Reisefreude. „Sieh dir nur ja den Dom an“, sagten sie alle. Bloss der Junge, der mir immer meine Marmeln abgewann, sagte nichts vom Dom.

Zur Reise band man mir eine noch grössere Schleife ein, die aus changierender Seide war, und zwang mich in frische Wäsche — mitten in der Woche. Während der ganzen Fahrt dachte ich an den Dom, hinter dem mein berühmter Grossvater bisweilen zu einem Schemen verblasste. In meiner Vorstellung wuchs der Dom zusammen zu einem Gebilde aus Märchenschlossern, feuerschwingenden Ungehuein und keulenschwängenden Riesen.

Ueber den Rhein fuhr der Zug ganz langsam. Viele Lichter warfen ihr Spiegelbild in das träge schwarze Wasser, auf dem ein Schlepptzug dahinkroch wie ein schattenhaftes Insekt. Grossmutter und drei Tanten erwarteten mich am Zange. Die Luft schmeckte nach Russ, und die Laternen auf dem weiten Bahnhofplatz verschwanden hinter feinen Regenschleiern. „Da ist der Dom“, sagte Grossmama, wies gegen den fahlen Nachthimmel und sah mich erwartungsvoll an. Ich riss die Augen ganz weit auf, so dass der Sprühregen schmerzhaft hineinfiel. Aber ich sah nichts als eine Kirche! „Ich sehe keinen Dom.“ „Da ist er doch“, riefen alle drei Tanten gleichzeitig und wiesen mit spitzen und behandschulten Fingern genau dahin, wo der dunkle Kirchenkiel stand, dessen Turme so hoch waren, dass mir der Regen in den Mund fiel, als ich sehen wollte, wo sie eigentlich endeten. Ich begriff, dass der Dom wirklich nichts als eine Kirche war. „Wunderbar“, sagte ich, weil ich annahm, dass man dies von mir erwartete.

Hinter dem gedeckten Abendbrotstisch sass Grossvater auf einem Plüschhohle mit Umbau. Ehrfürchtig sah ich ihn an. Er trug ein winziges schwarzes Käppchen auf dem Kopf; sicher war dies ein Zeichen seiner Würde, und ich wunderte mich, dass es nicht rutschte. „Wascht dem Kind die Hände“, sagte Grossvater. „Und nehmt ihm die alberne Schleife aus dem Haar.“ Dann gab er sich schweigend dem Genuss einer Speise hin, die voll an vent hiess und köstlich duftete. Ich bekam Kakao und Butterbrot, genau wie daheim. Der Kakao war süss und hatte eine Haut. Ich bekam die Augen nicht los von Grossvaters Teller. „Bringt das Kind zu Bett“, befahl Irgard Grossvater, als sein Teller leer war. Bedächtig hielt er sein Glas gegen das Licht der Deckenlampe, und sein Rotweinschimmer klar und kühl. „Wascht dem Kinde den Kakao ab“, murmelte Grossvater und zerkaute einen Schluck Rotwein.

Am Sonntag ging Grossvater nicht in die Kabelwerke. „Zieht das Kind an“, sagte er. „Ich gehe mit ihm spazieren.“ Wir liefen durch die Strassen, die viel schmaler waren als daheim, und Elektrischen streifen beinahe den Gehsteig. Und dann standen wir wieder vorm Dom; man konnte gehen, wie man wollte, alle Wege führen zum Dom. Ueber den Rhein glitten die Schlepper, und wir wanderten nebeneher, mit der Strömung, auf Holland zu. Der Rhein hatte es eilig, ins Meer zu gelangen. Das sagte mein Grossvater, und er sagte auch, dass der Rhein grün sei. Er war nicht grün, sondern bleifarben wie Aufschwässer.

„Am Rhein bist du geboren, mit Rheinwasser bist du getauft. Wir gehen nun hinüber nach Mülheim, damit ich dir die Stelle deiner Geburt zeigen kann.“ Es war keine Statue, sondern ein rotes Backsteinhaus mit vielen Fenstern. Aus einem Fenster schüttelte eine Schwester Tücher, und vielstimmiges Geschrei quoll hinter ihrem Rücken hervor, das wie schwaches fernes „Hurra, Hurra“ klang. Das interessierte mich nicht sehr, aber die Vorstellung liess mich nicht los, dass ich mit Rheinwasser getauft worden sei. Während wir nach Hause gingen, erzählte Grossvater mir, dass man dieses Rheinwasser auch zum Kochen benutze und zum Trinken, eine Tatsache, die nichts von ihrer Bedenklichkeit verlor, als Grossvater die Erklärung komplizierter Klär- und Filteranlagen daran knüpfte.

„Is die Suppe mit Rheinwasser gekocht?“ fragte ich Tante Sybilla, die den Kuchendienst versah. Tante Sybilla reichte sich träge und anmutig, wie eine Katze. „Nein“, sagte sie. „Mit Leitungswasser.“ Aber ich glaubte ihr nicht, und ich konnte nicht davon essen, weil die Buchstabenbennenden darin sich in Tang verwandelten, der auf dem Strom schwamm.

„Das Kind hat keinen Appetit“, bemerkte Grossvater, „bemerke Grossvater, was es herum war. Es kann unser mildes Klima nicht vertragen. Schickt es nach Hause.“ Zum Abschied durfte ich durch Grossvaters selbsterfundenes Fernglas sehen. Ich sah nicht um die Ecke. Ich sah überhaupt nichts. „Wunderbar“, sagte ich verdrossen.

„Das sollte mein Kind sein!“ sagte ein Herr grimig, als ich auf der Heimfahrt eine Tomate aus dem Ziegenstall warf. Grossvater hatte sie mir zum Abschied geschenkt. Sicher war die Staude, an der sie wuchs, mit Rheinwasser begossen worden.

„Man brachte einen Jüngling zu einem weisen Mann und sagte: „Siehe, das ist einer, der durch die Weiber verdorben wird.“ Der weise Mann schüttelte den Kopf und lächelte. „Die Männer sind es“, rief er, „welche die Weiber verderben; und alles, was die Weiber fehlen, soll an den Männern gebüsst und gebessert werden — denn der Mann macht sich das Bild des Weibes, und das Weib bildet sich nach diesem Bilde.“ — „Du bist zu mildherzig gegen die Weiber“, sagte einer der Umstehenden. „Du kennst sie nicht!“ Der weise Mann antwortete: „Des Mannes Art ist Wille, des Weibes Art Willigkeit — so ist es das Gesetz der Geschlechter, wahrlich ein hartes Gesetz für das Weib! Alle Menschen sind unschuldig für ihr Dasein, die Weiber aber sind unschuldig im zweiten Grade: wer könnte für sie des Oeles und der Milde genug haben?“ — „Was Oel! Was Milde!“ rief ein anderer aus der Menge. „Man muss die Weiber besser erziehen!“ — „Man muss die Männer besser erziehen“, sagte der weise Mann und wankte dem Jünglinge, das er ihm folge. — Der Jüngling aber folgte ihm nicht. (Entnommen aus „Herrlich wie am ersten Tag“, Verlag Enslin und Lablin, Reutlingen).

„Ein Kind lässt sich ebenso wenig wie ein Mann in einem Augenblick kennenlernen.“



Die Pappas-Vierlinge aus Baltimore an ihrem zweiten Geburtstage. Sie haben sich, wie das Bild zeigt, ganz schön entwickelt. Es sind die Kinder von Herrn und Frau Edward J. Pappas



Frau Eisenhower kostet einen Kirschenkuchen (Cherry Pie), mit dem Maxine Walker (links) aus Huntsville, Ala., in einem Backwettbewerb den ersten Preis davontrug